

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 86 (1960)
Heft: 36

Artikel: Die andere Seite
Autor: Knobel, Bruno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-499761>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

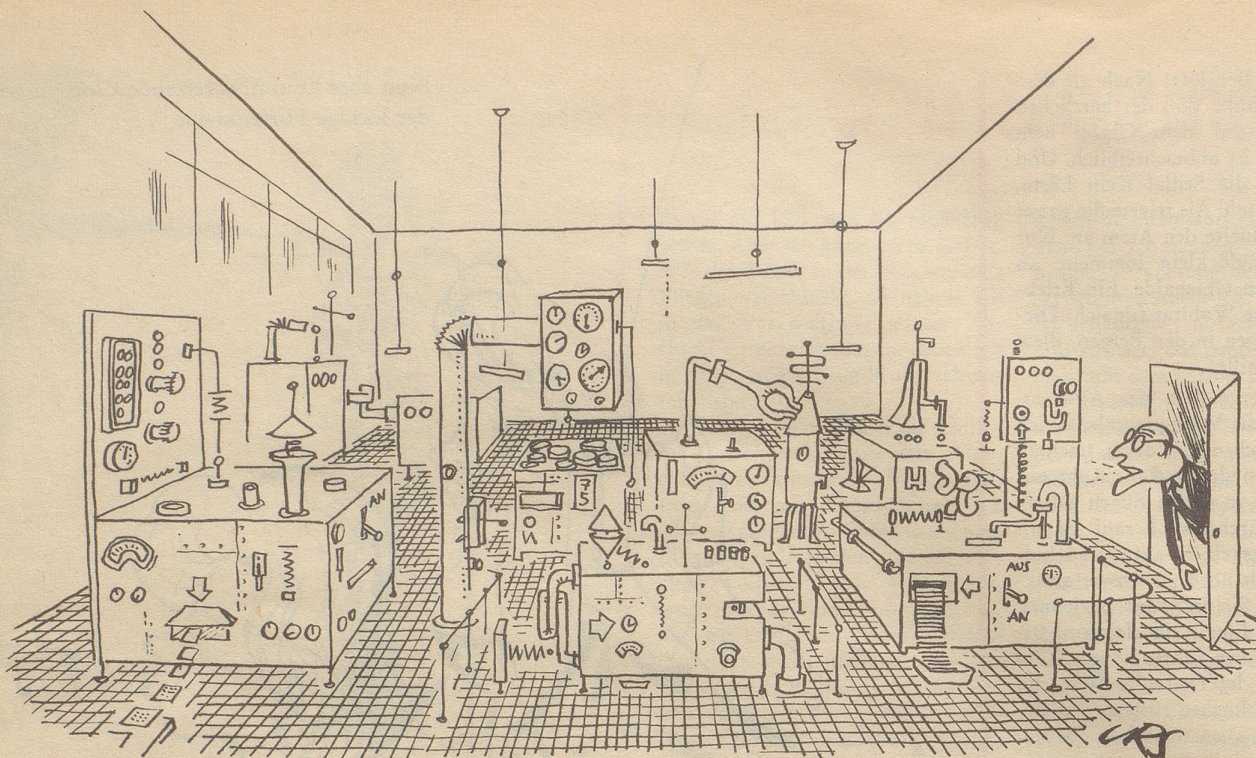
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



«Müller, Sie sind entlassen!»

Die andere Seite

Von Bruno Knobel

Jedes Ding hat zwei Seiten, sagt man, auf grosspurig-toleranten Schein ausgehend, aber meist gedankenlos. Man sitzt etwa als Mitfahrer im Auto, und derweil der Chauffierende ärgerlich die Fahrt verlangsamen oder gar unterbrechen muß, um gemächlich auf der Straße einhertrottende Kühe nicht zu gefährden, deutet man selbst auf die strotzenden Euter und sagt beschwichtigend: «Das muß auch sein. Alles hat eben seine zwei Seiten.» Sitzt man selbst am Steuer, knirscht man beiläufig ganz andere Sentenzen.

Nein, im Vertrauen und ganz ehrlich: Allen Respekt vor der anderen Seite! Ich kenne sie nun.

Mein Ferien- und zugleich Landwirt hatte nämlich eine Muttersau. Ich weiß nicht, ob dieser Ausdruck die imponierende Erscheinung hinreichend zu umschreiben vermag. Auf alle Fälle konnte meine normalgewachsene sechsjährige Tochter Andrea knapp über den Schweinerist hinwegsehen. (Dabei stand Andrea vermutlich auf den Zehen, ich weiß es nicht genau; ich befand mich in jenem Augenblick schon auf der andern Seite.)

Die Sau, beheimatet in Schwende, war nach Weißbad zum Eber geführt worden behufs Garantierung weiterer Nachkommenschaft, was den Kindern in einem abendfüllenden, von aufklärerischem Geiste erfüllten Gespräch näher auseinander gesetzt worden war. Diese Sau nun sollte wieder heimgeholt werden. Etwas leichtfertig, wie ich nachträglich gestehen muß, etwas leichtfertig, wie Väter in den Ferien sein können, machte ich Andrea und dem fast doppelt so alten Peter den Vor-

schlag, die Sau gemeinsam in den heimischen Stall zu treiben.

«Dann siehst du aus wie Hans im Glück ganz am Anfang», sagte Andrea.

«Hoffentlich sieht dich niemand», sagte meine Frau.

«Kinderspiel!» sagte Peter begeistert und ging gleich Ruten schneiden.

«Sie geben ihm über das geforderte Deckgeld hinaus einfach noch fünfzig Rappen für das «ringen» und «zähnen.» sagte mein Wirt. So einfach schien das. Mit «ihm» meinte er den Eberhalter in Weißbad.

Wir gingen also; ich tat, wie mir aufgetragen, und wir nahmen die Sau mit aufrichtiger Herzlichkeit in Empfang. Das heisst, sie ging uns gleich davon. Das Appenzellerländchen kann sich gemeinhin über einen Mangel an Zäunen nicht beklagen. Doch am besagten Ort hatte es keine. Wir brachten also mit einiger Mühe die Sau – aus ästhetischen Gründen möchte ich der Sau nicht ständig Sau sagen (obwohl sie mich saumäßig enttäuschte), weshalb ich sie fortan bei ihrem richtigen Na-

men nennen werde. Sie heisst Myrtha; weshalb, weiß ich nicht – item, wir brachten also Myrtha auf die Straße. Hauptstraße, wohlverstanden; eine andere gibt's zwischen Weißbad und Schwende nicht, wohl aber unmittelbar rechts von ihr einen nicht leicht zu nehmenden Bach und links die Schienen des Bähnchens. Nach einem Abstecher in einen Gemüsegarten und anschließend längerem Verweilen Myrthas auf den Schienen trotz deutlicher Glockensignale auf dem nahen unbewachten Bahnübergang entschloß ich mich, bei dieser Erkundung der anderen Seite auch andere Saiten aufzuziehen. Leider unbelastet von bäuerlicher Erfahrung gedachte ich, mit einigem Stolz auf mein humanistisches Bildungsgut, den römisch-feldherrlichen Grundsatz des «getrennt Marschierens, gemeinsam Schlagens» zu praktizieren. Ich sah vor, Myrtha im Prinzip ordnungsgemäß auf der rechten Straßenseite marschieren zu lassen, rechts von ihr, flankiert durch Peter, der ein Abweichen in Bachnähe zu verhindern hatte, hinter ihr als Nachhut Andrea, die lebhaft stimmlich antreiben mußte; ich selbst am linken Flügel, gewissermaßen als Prellbock zwischen Myrtha und dem rege und motorisiert pulsierenden, für uns alle so wichtigen Fremdenverkehr.

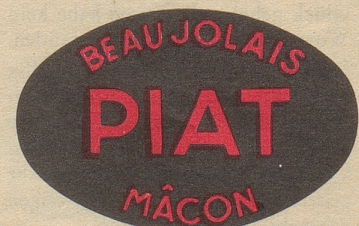
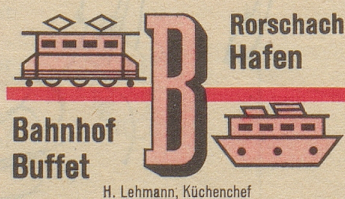
Nach dieser idé de manoeuvre marschierten wir also getrennt, und auf mein Kommando schlugen wir gemeinsam mit den Ruten. (Für Tierfreunde: «schlagen» ist rein rhetorisch gemeint. Als ich einmal wirklich schlagen mußte, begann Andrea zu weinen und Myrtha abtappend den imposanten Hinterteil zu streicheln.)

Daß ich auf der andern Seite war, sollte ich bald genug merken.

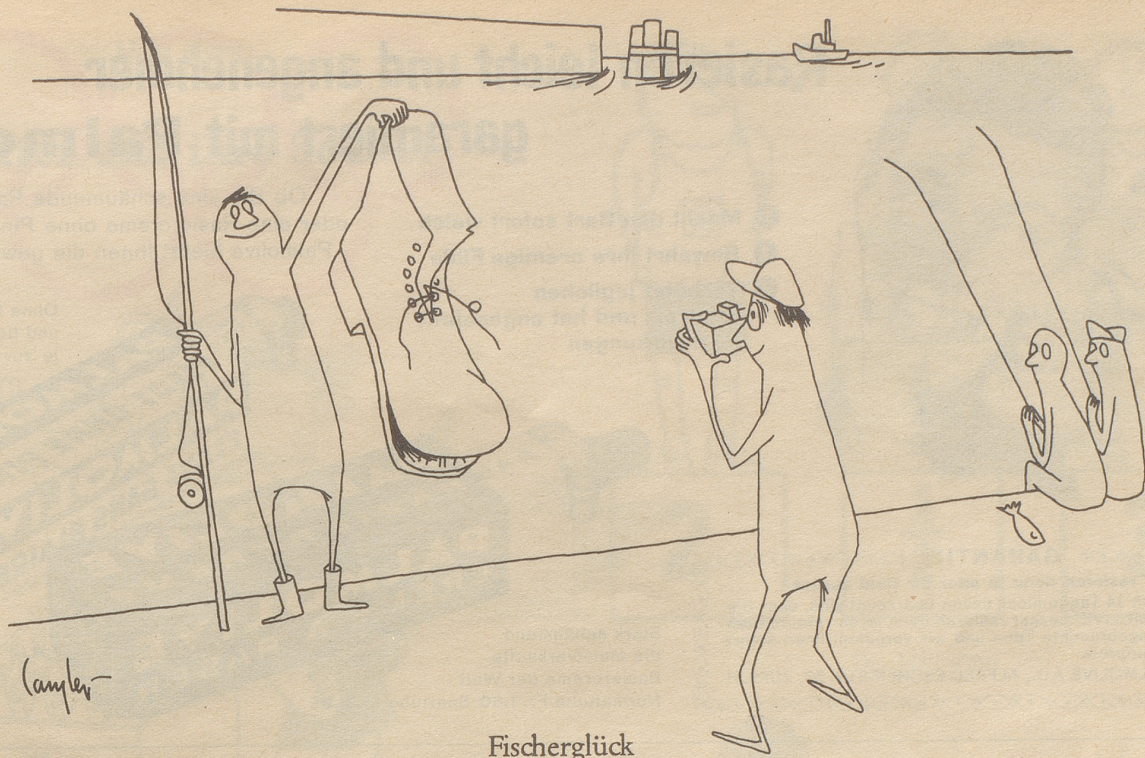
Ein äußerer Anlaß bestand absolut nicht, dafür verbürge ich mich; eine seelische, aber völlig abrupt auftretende Regung Myrthas muß sie veranlaßt haben, derart brüsk und ge-

waltsam meinen Teil des Sicherheitskordons zu durchbrechen und sich ziemlich genau in der Straßenmitte – quer – zu postieren und in dieser Pose ähnlich einem Denkmal für Schweizerische Schweinezucht zu verharren und sich allen Aufforderungen zur Einsicht, d. h. zum Weichen als unzugänglich zu erweisen. Es war eben jener Augenblick, als ich meine Tochter erzürnte und sie zu weinen begann, gleichzeitig mit einem deutschen Automobilisten hinter mir, der statt zu weinen zu hupen, und dem Lenker eines Bierlastwagens vor mir, der zu fluchen begann, nicht unähnlich einem Bierfuhrmann, wie man eben sagt und womit sich ja kein Bierfuhrmann unter den Lesern in der Berufsehre gekränkt fühlen soll. Es haben später noch andere Leute geflucht. Auch ich. Nur natürlich gedämpft. Kinder auferlegen einem oft eine unerwünschte Zurückhaltung.

Es hub also ein Fluchen und Weinen an, und derweil ich nach allen Seiten zu beschwichtigen trachtete, war offenbar diese Szene auch Myrtha peinlich geworden. Im richtigen psychologischen Moment warf sie sich mit einem so gar nicht schweinemäßigen Satz herum und sauste wie die Feuerwehr ab der Straße aufs schmale, steile Rasenbord, das den an dieser Stelle gar nicht seichten Bach säumte. Ich möchte hier nicht näher darauf eintreten, daß das Hochwasser dem zutreffenderweise



Bezugsquellennachweis: E. Schlatter, Neuchâtel



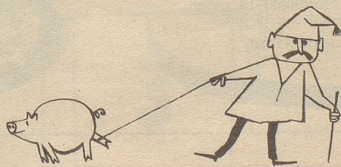
Fischerglück

nicht anders als regenreich zu nennen. den Feriensommer zur Last gelegt werden muß, da ja auch der Ferienprospekt ihn nebst forellenreich ausnahmsweise zutreffend auch schäumend nennt.

Nun wußte ich leider nicht, ob Schweine unserer Breiten über eine natürliche Scheu vor Wasser verfügen, obzwar man dies den Schweinen ja nachzusagen pflegt. Sicherheitshalber waren wir also gezwungen, von der Annahme auszugehen, der Bach sei für die Weiterexistenz Myrthas gefährlich. Da ich nicht völlig sicher war – wer ist das in dieser Beziehung je! –, ob meine private Haftpflichtversicherung für einen eventuellen Schaden aufkommen oder ob sie grobes Verschulden, force majeure oder mangelnde Prämienszahlung geltend machen würde, erwog ich reiflich einige taktische Manöver. Man hat schließlich in seiner Leutnantszeit den Clausewitz konsumiert. Und da nach diesem Autor der Krieg die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln ist, verfiel ich auf den glänzenden Einfall, umgekehrt von der Gewaltanwendung abzugehen, mich diplomatisch zu verhalten und den Grundsatz 'In dubio pro Rehe' zu pflegen. Wir ließen also Myrtha äsen, obwohl sich mir bei diesem Tätigkeitswort stets die Vorstellung eines Rehes aufdrängt. Myrtha war aber alles andere als ein Reh. Sie äste wohl noch heute, hätten wir sie gewähren lassen. Glücklicherweise konnten wir das nicht, weil es unglücklicherweise zu regnen begann. Und zwar so stark, wie man es der-einst als beispielhaft für den Juli 1960 bezeichnen wird. Da in Sichtnähe ein Bauernhaus mit ausladendem Schuppendach stand, entschlossen wir uns, Myrtha dorthin zu treiben, um dort im Trockenen die dubiose Ruhe fortzusetzen. Es gab auch dort Aesbares.

Andrea als Wache bei Myrtha zurücklassend, begaben wir uns vorerst in den besagten Ort, um die Einquartierung vorzubereiten. Als wir einen

Drahtkasten für Junggeflügel, eine Jauchebenne sowie einige im Augenblick nicht verwendete Bretter, die dem Aufgang auf den Misthaufen dienten, zu einer kleinen Arena zusammenschoben, hob sich erst hinter einem Wohnhausfenster ein Frauenkopf vom Stickrahmen, dann trollte ein Halbdutzend Kinder durch einen Gang und quoll in den Hof, und schließlich erschien ein bärtiger Vater. Ich will nicht behaupten, ich hätte jedes Wort richtig verstanden, aber das Ganze sah



recht bedrohlich aus und tönte vorerst auch so. Man schien uns für Vandalen zu halten.

Sie erwiesen sich dann doch nicht nur als menschen-, sondern sogar als fremdenfreundlich, verfielen zwar, wie mir schien, in ein recht unschickliches Gelächter, als sie Myrthas ansichtig wurden. Diese hatte nämlich unterdessen den Sicherheitsposten düpiert und in rasantem Ansturm die Straßenhöhe wieder gewonnen, und es war in eben jener Phase des Feldzuges, als ein gelber Porsche kreischend vor ihrem Rüssel hielt (die Stoppspur war beeindruck-

kend, eine Feststellung, die ich der jugendlichen Lenkerin nicht vorenthielt) – es war in eben jener Phase, als auch der Regen nachließ. Und wie auch noch ein Sonnenstrahl über die Straße huschte und die Lenkerin ihr ebenso beträchtliches wie verständliches Zittern soweit überwunden hatte, daß sie zur Leika greifen konnte, beeilte ich mich, weiterzukommen. Peter behauptet zwar noch heute, sie habe bloß ihre Stoppspur knipsen wollen.

Wie dem auch sei, Myrtha schien eine Lehre gezogen zu haben aus dem bedauerlichen Vorfall; sie steuerte zwar nach der nächsten Biegung mit Vehemenz eine Abzweigung an. In weiser Voraussicht hatte ich aber schon früh genug von meinen Streitkräften Andrea zu einem selbständigen ad hoc-Element ausgeschieden, vorausgeschickt und am neuralgischen Punkt mit einem Sicherungsauftrag Posten fassen lassen. Als sich pfeifend das Bähnli ankündigte, bildeten wir einen Igel, Myrtha in der Mitte. Mit Gleichmut verzichtete sie auf jeglichen Ausbruchversuch, was mein Selbstbewußtsein angesichts der Bahnpassagiere beträchtlich erhöhte, aber dann überstürzten sich die Ereignisse.

Leider ging nämlich in der letzten S-Kurve vor Schwende Myrtha unerwarteterweise nochmals los, schnitt den ersten Rank wie ein Strolchenfahrer, fegte zwischen zwei belgischen Cars durch, wovon der hintere so brüsk bremste, daß die ganze Gesellschaft aufbrüllte, was Myrtha zu animieren schien und Peter veranlaßte, gestikulierend uns entgegenkommende und überholende weitere Fahrzeuge aufzuhalten; ich selbst suchte resigniert mit dem Blick das Alpenglühn an den Wänden des Alpsiegels und hielt auch das Schicksal Myrthas für besiegelt; statt dessen fiel mein Blick auf eine Schar Reisende, die am Dorfeingang auf das Bähnchen wartete, raffte mich erneut auf, setzte der Sau, denn anders kann man sie unter solchen Umstän-

den nicht nennen, nach, hieb ihr die Rute auf den Hintern, und sie fegte an den Reisenden vorbei, und als sie in den Spielplatz der Ferienkolonie einbrach, erst im Sandhaufen wütete und dann mit einem Sandkesseli über den Rüssel gestülpt ein großes Segelbootmodell splinternd zertrümmerte und hernach ein parkiertes Fahrrad mit Vehemenz anging, in eben dem Moment lüftete vor mir unpassenderweise ein elegant gekleideter Herr auf jene soignierte Weise den Hut, wie man es nur mit einem echten Borsalino-Homburg fertigbringt. Es war der Hauptportier meiner Firma.

Ich bewahrte Haltung. Er hat einen zu großen Bekanntheitskreis.

Myrtha hatte ihren Stall gefunden. Unsere Ruten waren entlaubt, geknickt. Ich auch.

Um aber nochmals auf den Herrn Portier zurückzukommen: Natürlich würde er es nicht für sich behalten. Und man weiß ja, wie es dann aus zweiter oder dritter Hand klingt: Der Knobel sei beim Diebstahl einer Schweineherde ertappt worden oder so.

Bei diesem Gedanken entschloß ich mich, das Geschehnis aufzuschreiben, wie es wirklich war. Und ich beteuere: Ich wollte nur die andere Seite kennenlernen.

Ich habe sie kennengelernt.

Wahrhaftig, das habe ich!

Seither bin ich ein bißchen einseitig geworden.

